

# Quietschgrüne Ufos, beige Menschen

Stefan Pucher inszeniert zum ersten Mal Beckett. Texttreu und neu. — Von Armin Kerber

Das Publikum hat es sich in den roten Plüschreihen bequem gemacht, auf dem Programm steht Beckett, *Endspiel*, ein moderner Klassiker, bei dem nicht viel schiefgehen sollte, der eiserne Vorhang ist noch geschlossen, rasch ein Hustenbonbon in den Mundwinkel gesteckt, und da bricht wie ein Rollkommando die Wirklichkeit ins Zürcher Schauspielhaus ein: eine Videofahrt durch urban zersiedelte Lebenswelten, Hochhäuser, Autobahnen, Wohnsiedlungen, zwischendrin ein Obdachloser, auf der Tonspur lautes Hupen und Bremsgeräusche. Und quer durchs Geschehen schweben wie Ufos zwei quietschgrüne Figuren – als hätten Gilbert & George ihr Karo-Kostüm mit einem Science-Fiction-Outfit getauscht – und landen in der Limmat. Dann Stille.

Langsam hebt sich der eiserne Vorhang, auf der Bühne sitzt der Schauspieler Robert Hungerbühler pflichtgemäss in seinem Rollstuhl, das Gesicht vom «alten Linnen» bedeckt. Neben ihm steht pflichtbewusst Jean-Pierre Cornu, das Gesicht von tiefen Beckett'schen Furchen durchzogen: Keine Sorge, signalisiert dieses Szenario dem Publikum, machen Sie es sich wieder gemütlich, ab sofort befinden wir uns in der vertrauten, der korrekten Beckett-Welt. Der Video-Spuk ist vorbei, die Bilder der Aussenwelt kleben freilich auf der Netzhaut fest und machen klar: Was jetzt folgt, ist nur ein kleiner Ausschnitt, der Beckett'sche Anspruch auf Totalwelterklärung ist geschrumpft auf zwei Männer in einem Bühnenbretterkasten, der nicht mehr die Welt bedeutet. Die beiden quietschgrünen Figuren tragen jetzt beige Anzüge, Dreiteiler aus strapazierfähiger Schurwolle, wie früher FDP-Politiker, als ihre Partei noch die treibende Kraft im Lande war. Hamm und Clov sind weder Obdachlose noch Kunstfiguren, sondern altgediente Wohlstandsbürger mit regeltem Einkommen, in die Jahre gekommene Premieren-Abonnenten vom Zürichberg.

Cornu/Clov macht den Auftakt. Und er nutzt ihn furios, wie er in weichen Krepptiefeln an den Boden festgenagelt dasteht und in ein paar Sekunden klarmacht, dass er hier heute Abend nicht die zweite Geige, den Clown oder gar den Knecht gibt. Auf der Leiter der Macht gebührt einem Mann wie ihm als unterste Stufe mindestens der Vizepräsident. Mit dieser verblüffend einfachen Behauptung dreht sich die Perspektive auf das Stück. Stefan Pucher und seine Ausstatterin Barbara Ehnes interessiert *Endspiel* nicht als existenzialistische Metapher, die das ewige Unterdrückungssystem zwischen Herr und Knecht, zwischen Hamm, dem Hammer, und Clov, dem Nagel (französisch: *clou*), veranschaulicht. Dieses *Endspiel* ist ein Zoom in die Chefetage, wo zwei angeschlagene Männer,



Echte Menschen schauen dich an: Schauspieler? Besucher? Bürger? Statisten? Stars?

der eine blind, der andere steif, ums Verrecken an der Macht bleiben wollen, während direkt vor ihrem Fenster die – von ihnen verursachte? – Katastrophe, «dieser Dreck da draussen», immer bedrohlicher anwächst. Man kann sich plastisch den weinenden Atom-Manager von Fukushima als Dritten im Bunde dieses Beckett-Paares vorstellen.

Wer sich von dieser *Endspiel*-Lesart als groteskes Krisenmanagement zweier ignoranter Machtmenschen («ich bin nie da gewesen», «alles ist ohne mich vonstattengegangen») ein Schauspielerfest erhofft hat, wird enttäuscht. Vielleicht ist das die kleine Rache Stefan Puchers am Zürichberg. Denn Hamm/Hungerbühler und Clov/Cornu brillieren nicht mit Beckett, sie exerzieren buchstabengetreu seine Partitur durch, als würde ein Bild von Mondrian exekutiert. Die gute Nachricht: Keine Faxen, keine Brandauer-Allüren, souverän halten sich die beiden Alt-Stars des Ensembles an den Takt des Beckett'schen Uhrwerks. Wer da Langeweile spürt, missversteht die Spiele der Macht. Jede Geste, jeder Satz, den die beiden aus Becketts Arsenal herausfräsen, gehorcht dem Minimalismus der bürgerlichen Gewalt: Hamm hat Mutter Pegg, der Nachbarin, kein Öl gegeben, was diese nicht überlebt hat – kurz wird die Tat mit schneidender Kälte abgehakt. Genau das ist der Job, die Konkurrenz in den Konkurs zu treiben. Einzig Attacken wie ein Flohbiss können die beiden wirklich aus der Fassung bringen, die Ratte in der Küche bedroht sie mehr als der Untergang der Zivilgesellschaft. Männer wie sie täuschen sich nie, aber immer die ande-

ren, gegenseitig belauern sie sich wie Krokodile. Wenn man genau hinsieht, erkennt man – Perfidie der Lichtregie – über Cornus Oberlippe einen scharfen Nasenschatten, als wärs der Rest eines schwarzen Nazi-Schmutzflecks.

Am Ende sagt Clov plötzlich mit leiser, zum ersten Mal persönlicher Stimme, als hätte jemand seinen Sprachmotor abgewürgt: «Du musst noch besser leiden lernen.» Dann lässt er Hamm einfach sitzen, marschiert wie in Trance Richtung Hinterbühne und reiht sich, jetzt wieder quietschgrün schillernd wie ein Ufo, in eine Gruppe von Durchschnittsbürgern ein, die wie aus dem Nichts auf der Bildfläche erschienen ist. Es gibt sie noch, die ganz banale Welt jenseits der Chefetagen, langsam fährt sie auf das Publikum zu, die Songzeile «When you have no one, no one can hurt you» ertönt und wird immer lauter, und wenn die Menschenmenge ganz vorne bei den roten Plüschreihen gelandet ist, realisiert man: Die Menschen sind gar nicht echt, das sind Puppen, von echten, in Zürich lebenden Menschen abgenommene Kopien, der Realität täuschend ähnlich, genauso wie du und ich. Welcome back in real life.

Schauspielhaus Zürich: *Endspiel*. 3., 4., 7., 13., 14., 17., 25.11.2011